

der hl. Ölung war er versehen, beichten konnte er nicht mehr, da er nicht mehr bei sich war, doch Gott wird ihm seine Sünden vergeben und seiner armen Seele gnädig sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung,
Hans Hahn,
San. Gefr. Res. Laz. Amberg Baracke 5
[Sanitäts-Gefreiter im Reserve-Lazarett Amberg]

ANMERKUNGEN

- 1 Ehrentafel des Füsilier-Regiments Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn (4. Württ.) Nr. 122, hrsg. v. Offiziersverein Füsilier-Regiment 122, Stuttgart 1925; Zum Gedenken an die im Weltkrieg 1914–1918 gefallenen und gestorbenen Offiziere des Füsilier-Regiments Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn (4. Württ.), Nr. 122 (Auflistung der gefallenen Offiziere mit Fotografien), hrsg. v. Offiziersverein Füsilier-Regiment Nr. 122, Stuttgart 1931.
- 2 Flaischlen, H., Die württembergischen Regimenter im Weltkrieg 1914–1918, Bd. 14, Das Württembergische Füsilier-Regiment Nr. 122, Stuttgart 1921, S. 302.
- 3 Fleck, Egid, Füsilier-Regiment Kaiser Franz Joseph von Österreich, König von Ungarn (4. Württembergisches) Nr. 122, in: Die Tradition des deutschen Heeres, Heft Nr. 172, Berlin 1938, S. 11 ff.
- 4 Zu Kriegsbeginn stellten Flugzeuge zumindest auf deutscher Seite eine Seltenheit dar. So hatte man erst im Juni/Juli 1913 kurzfristig die Fliegerbataillone Nr. 1–4 errichtet, die aber zum 1. Oktober 1913 wieder aufgelöst wurden. – Deutsche Militärgeschichte 1648–1939, hrsg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, München 1983, Bd. 3, S. 289 ff.
- 5 Flaischlen, a.a.O., S. 33.
- 6 Fleck, a.a.O., S. 13.
- 7 Keegan, John, Der Erste Weltkrieg – Eine europäische Tragödie, Hamburg 2001, S. 190, 193; Schüddekopf, Otto-Ernst, Der Erste Weltkrieg, Gütersloh 1977, S. 70 f.; Nipperday, Thomas, Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 2, Machtstaat vor der Demokratie, München 1998, S. 764.
- 8 Die letzten Tage der Menschheit – Bilder des Ersten Weltkrieges, hrsg. v. Rainer Rother, Berlin 1994, S. 149 ff.
- 9 Am 20. Oktober 1914 fallen bei La Vallée Leutnant Walter Brösamlen aus Tübingen, Leutnant Georg Weber aus Lauffen und Leutnant Theodor Völter aus Herrenberg.
- 10 Kompanieführer war Hauptmann Thomas.
- 11 Flaischlen, a.a.O., S. 38.
- 12 Flaischlen, a.a.O., S. 39 f.
- 13 Karl Stückrath aus Heilbronn fällt wie Friedrich Diel bei den Kämpfen bei Babuchow am 29. Juni 1915.
- 14 Alfred Lempp, Leutnant der Reserve, war am 15. November 1884 in Heilbronn geboren worden. Er war der Führer der 11. Kompanie.
- 15 Deutsche Militärgeschichte 1648–1939, hrsg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, München 1983, Bd. 6, S. 503.
- 16 Fleck, a.a.O., S. 13 f.; Flaischlen, a.a.O., S. 47.
- 17 Im Mai 1915 hatte sich Italien, das unter Verletzung seiner Bündnispflicht 1914 nicht zusammen mit den Mittelmächten in den Krieg eingetreten war, auf die Seite der Alliierten geschlagen. – Fuchs, Konrad und Raab, Heribert, Wörterbuch Geschichte, 11. Aufl., München 1998, Dreibund.
- 18 Flaischlen, a.a.O., S. 66 f. Die Bevölkerung von Neusatz lebte noch im Schrecken vor den Serben, weshalb sie den Württembergern als Beschützern größte Sympathien entgegenbrachte. Da die Serben sich aber weitestgehend zurückgezogen hatten, wurden die 122er wieder abgezogen.
- 19 Flaischlen, a.a.O., S. 73 f.
- 20 Der Vater von Friedrich Diel war kurz zuvor verstorben.

Eugen Ziegler Lebenslauf und Erlebtes: Zwei Tage in russischer Gefangenschaft

Ich bin am 5. März 1912 in Nürtingen, Sohn der ledigen Anna Fausel, geboren. Meine Mutter war die älteste Tochter von zehn Kindern und ist am 5. 12. 1890 in Reudern OA Nürtingen geboren. Deren Vater Karl Fausel aus Nürtingen war Gurtenweber von Beruf, wurde 1866 geboren. Seine Frau: Maria Fausel geborene Kurz, geboren in Reudern.

Ich wurde im April 1912 in der Stadtkirche in Nürtingen unter dem Namen Eugen Fausel getauft. Den Namen meines richtigen Vaters habe ich nie erfahren, doch wird angenommen, dass er in den ersten Kriegsjahren des Ersten Weltkrieges gefallen ist.

Meine Mutter heiratete 1919 in Nürtingen den Otto Ziegler aus Kirchheim/Teck. Bis zur Verheiratung meiner Mutter war ich bei meinen Großeltern Fausel in Nürtingen. Mit dieser Eheschließung bekam ich den Namen Ziegler ins amtliche Register überschrieben und lebte nun mit meiner Mutter und meinem Stiefvater zusammen. Aus der Ehe Ziegler wurden drei Kinder geboren: Helene, Lotte und Herta.

Mit sechs Jahren kam ich in die Volksschule Nürtingen. Und in den bitteren Jahren nach Kriegsende musste ich viel Hunger leiden und war deshalb jahrelang unterernährt. Zuhause musste meine Mutter Heimarbeit machen, da Vater einige Zeit arbeitslos war. Am 19. 3. 1925 wurde ich konfirmiert und gleichzeitig war Schulende, ich war gerade 13 Jahre alt.

Der wirtschaftlichen Not entsprechend musste ich so schnell wie möglich Geld verdienen und kam in eine Gurtenweberei und am 1. 6. 1925 in eine Spinnerei, Melchior in Neckarhausen, bis in die Dreißiger-Jahre. Eine kurze Zeit wurde ich arbeitslos, dann bekam ich Arbeit bei Heinrich Otto & Söhne Unterboihingen. Das war auch wieder eine Spinnerei, und dort bildete ich mich für meinen zukünftigen Beruf aus.

Danach besuchte ich das Technikum für Textiltechnik in Reutlingen und machte mit gutem Abschluss meinen Spinnmeister. Da ich nicht mehr unter den Jahrgängen zur Wehrrfassung dabei war,

musste ich, um eine Arbeitsstelle zu erhalten, zum freiwilligen Arbeitsdienst. Auf dem Schönbühl bei Grunbach machte ich meinen Arbeitsdienst. Da wir viel Sport und gute Arbeit hatten, war dies eine meiner besten und schönsten Zeiten.

Am 1.4.1935 bekam ich die Stelle als Spinnmeister bei der Firma Hornschuch in Urbach und wohnte von nun an auch dort. Am 12. Oktober 1935 verheiratete ich mich mit Amalie Hirth, geb. 13.1.1913 in Wendlingen. Wir wohnten zuerst in einer Wohnung in der Maiergartenstraße, in der am 19.7.1936 der Sohn Roland geboren wurde. Nach einem Jahr zogen wir in die Neumühle in eine Werkswohnung. Am 20.6.1939 wurde Eberhard im Krankenhaus Schorndorf geboren. Am 2. April 1940 wurde ich zum Militärdienst eingezogen. In Prag machte ich Grundausbildung und von März bis Juni Sanitätsschule in Budweis. Da ich bei der Sanitätsprüfung als einer der Besten bestanden hatte, kam ich gleich im Juni 1940 zum Kriegseinsatz (Frankreichfeldzug). Ein Jahr später kamen wir nach Polen und dann Russlandfeldzug (Mittelabschnitt) bei einer Sanitätseinheit. Harter Wintereinsatz 1941, Erfrierungen, im Frühjahr Lazarett nach Bad Wörishofen. Nach zwei Monaten zurück zur Truppe. Rumänien, Bessarabien, Ungarn und Einsatz in Budapest. Bei einem Einsatz in Budapest zog ich mir eine schwere

Erkrankung zu und kam ins Lazarett von Waldenburg in Schlesien. Bei Näherrücken der Front im März 1945 kam ich noch als Kranker zum Einsatz bei den Rückzugsgefechten. In Küstrin, Landsberg (Warte) waren wir bei schwerem Gegenangriff der Russen eingeschlossen, und ich kam dort am 1.4.1945 in Gefangenschaft. Da ich noch gesundheitlich nicht auf der Höhe war und trotzdem in diesen schweren Einsatz musste, bekam ich schon in den ersten Tagen der Gefangenschaft eine doppelseitige Lungenentzündung, bei der ich über eine Woche bewusstlos lag. Nach meiner Genesung wurde ich in das Innere von Russland in mehrere Gefangenenlager verfrachtet. Auf Grund einer schweren Malaria wurde ich aus der russischen Gefangenschaft am 1.12.1948 schwer angeschlagen entlassen. Im Ulmer Lazarett wurde ich dann zu Weihnachten 48 entlassen und konnte nach Hause gehen.

Nach zwei Monaten Erholung musste ich wieder meine Arbeit bei Hornschuch aufnehmen. Hausbau Nelkenstraße 2 vom 1.3.1952–1.10.1953. Am 5.3.1957 verstarb meine erste Frau Amalie im Krankenhaus Schorndorf an Leukämie. Wiederverheiratung am 6.12.1958 mit Erika Rose, geb. 26.3.1925 in Blaubeuren. Kinder aus dieser Ehe: Manfred, geb. am 1.10.1960 in Tübingen; Bernd, geb. am 2.11.1962 in Tübingen; Ulrich, geb. am 20.11.1963 in Tübingen.



*Eugen Ziegler,
mit einem Kreuz
gekennzeichnet,
mit Kameraden
der Volksschule
in Nürtingen.*

In Rente ging ich ab 4. 3. 1975, davon noch ein Jahr Halbbeschäftigung. Nach 53-jähriger Arbeit, davon 40 Jahre bei der Firma Hornschuch, beendete ich mein Berufsleben.

Herzinfarkt am 16. 3. 1975.

Dieser knappe Lebenslauf, den Eugen Ziegler im Alter niedergeschrieben hat, zeigt einen Mann, der sein Leben in Krieg und Frieden gemeistert hat, ohne großes Aufheben davon zu machen. Am 6. Mai 1992 ist er 80jährig gestorben. Einige Jahre zuvor hat er die folgenden Erinnerungen an zwei Tage in russischer Gefangenschaft niedergeschrieben. Sie verdeutlichen, dass sich in der Not die einfachen Menschen aller Völker auch ohne Worte verstehen.

Die Dämmerung war hereingebrochen, und es schneite. Ein leichter Nordwind wehte uns entgegen. Wir liefen dicht aneinander gedrängt und hatten die Hände vor das Gesicht gehalten, um uns vor dem kalten Winde zu schützen. Zu beiden Seiten war tief verschneiter Wald, nur vereinzelt ragten Unkrautbüschel hervor. Die Äste der Bäume, mit ihrer Schneelast, bogen sich tief, gleich einem Hügel, hinter dem sie Schutz suchten. Eine Schlittenspur war noch schwach sichtbar, und die Hufe von Pferden zeichneten sich ab. Der dunkle Wald war fast unheimlich, und die tiefe Stille gab mir ein Gefühl der grenzenlosen Einsamkeit. Aber auch die Schönheit dieser Winternacht, dieser Friede, dieses noch nicht erlebte, nur fühlbare vom Ewigen, ergriff mich und führte mich näher an die Seele dieses Landes. Ich träumte vor mich hin, meine Kindheit, ein Bild einer russischen Landschaft, Bücher, die ich verschlang, von Schlitten mit Pferden, von Wölfen und bärtigen frommen Menschen, von unendlichen Steppen und Wäldern, die nun vor mir aufzogen.

Dawaj, Dawaj – langer Marsch zu einem neuen Lager – zum Glück Feuer im Ofen, zum Unglück nichts zu essen

Wir, das waren an die 30 Kriegsgefangene, ausgesucht, um zu einem neu geschaffenen Waldlager verlegt zu werden. Schon seit dem frühen Morgen waren wir unterwegs, zuerst mit Lastautos um die Mittagszeit, dann zu Fuß zum neuen Lager. Hunger und Durst quälten uns, und unsere schwachen Körper konnten diesen beschwerlichen Marsch kaum bewältigen. Die Posten, die uns zu begleiten hatten, trieben uns mit ihrem Dawaj, Dawaj (vorwärts, vorwärts) immer wieder an. Verständlich, auch sie wollten so schnell wie möglich zur Wärme, zur Ruhe und zum Essen kommen. Keuchend und schweigend, Stunde um Stunde zogen wir dahin. Der heiße Atem



Eugen Ziegler nach der Sanitäterausbildung in Budweis.

stieg aus unseren Mäulern empor, und nur die Aussicht auf Unterkunft und etwas Essen hielt uns aufrecht. Oh Russland, deine Weite.

Der Posten, neben uns herstampfend, sagte freundlich, nur noch ein kurzer Weg. Er will uns etwas aufmuntern, will uns trösten. Ich nahm es kaum wahr, denn meine Gedanken waren in meiner Heimat. Ich dachte an meine Familie, und wie es ihr wohl gehen würde. Ob ich sie je wiedersehe? Und auch Bitterkeit stieg in mir hoch, Krieg, ich dachte an all das Hässliche, Verlogene, Überhebliche, Rücksichtslose, Erniedrigende, an die, die uns in diese Not gebracht haben, und in der wir jetzt die Leidtragenden geworden sind. Sie sollten jetzt an unserer Stelle sein und für das Leid, in das sie uns gebracht hatten, zahlen; sie sollten büßen für all die Not. Bitterkeit: der Magen ist leer, der Körper erschöpft, Elend, Leiden, viel Leid in dieser Zeit. Trostlos unsere Zukunft und immer wieder Dawaj, Dawaj.

Das Land wird flacher, nur noch auf der linken Seite steht der Wald, zugedeckt mit der Schneepacht, endlose Weite zu unserer Rechten. Es hat aufgehört zu schneien. Eine klare Nacht bricht an. Am Himmel, der sich aufgehellt hat, ziehen gelbliche Wolkenfelder auf, nur noch ganz schwach sind einige Sterne zu sehen.

Ein Bild sehe ich vor mir, wie ich es in den Tagen des Winterkrieges erlebt hatte. Ein kleiner Hügel, auf

dem Kreuze aus Birkenholz standen, mit zerschossenen Stahlhelmen. Der Himmel mit farbigen Wolken überzogen und die endlose Weite hinter den Gräbern, ein Bild der großen Einsamkeit.

Traurigkeit überkam mich, wirst auch *du* in dieser Erde ruhen? Mütter, Bräute, hier ruhen wir, zugeeckt mit guter, satter Erde, im Winter mit leuchtendem Schnee. In dieser großen Weite, in der Stille der Nächte, in dem mit vielen Farben behangenen Himmel. Im Sommer bedeckt mit Gräsern und mit den Farben der Blumen umrahmt, und umrauscht vom Winde der summenden Bienen und dem Gesang der Vögel. Hier ruhen wir, wenn auch in fremder Erde, wir kennen kein Leid mehr, keine Not, wir sind erlöst. Oh Russland, deine Erde.

Dawaj, Dawaj, ich schrecke auf aus meinen Gedanken, Kälte und Hunger kommen wieder über mich. Eine Hand voll Schnee löscht den Durst. Langsamer wird unser Gang, die Knie werden weich, so schleppen wir uns fort. Wird diese Qual denn nicht bald aufhören, fragen wir uns. Die Posten werden unruhig, auch sie sind hungrig und müde. Da, Hundegebell in weiter Ferne, alles horcht auf, ein kleiner Hoffnungsschimmer. Die Posten horchen in die Ferne, dann sprechen sie, nur noch ein kleiner Weg.

Ich denke, was doch so ein Hundegebell für Freude auslösen kann, eben noch bis zum Umfallen müde, jetzt kommt wieder Leben in unsere Glieder. Endlich ein Licht in der Ferne, wie wir uns freuen, das Licht der Erlösung. Wir sind am Ziel. Stacheldraht und eine Hütte tauchen auf. Erschöpft stampfen wir dem Holzhaus zu. Ein kleiner Raum emp-

fängt uns, kaum zum Sitzen ist Platz, aber es ist warm. Ein Feuer im Ofen, wir sind glücklich. Die Posten werden abgezogen und gehen in ihre Quartiere. Einer bleibt zurück und bringt Holz. Wir fragen nach Essen. Er ist ratlos, weiß nicht, was er sagen soll. Man sieht ihm an, dass es ihm Leid tut. Essen niemo (nein), vielleicht safta (morgen), sagt er endlich. Wir sind niedergeschlagen, doch die Müdigkeit ist so groß. Wir setzten uns, die Wärme tut wohl, und sofort sind wir eingeschlafen.

Ein neuer Tag bricht an. Niemand will etwas von uns. Einige schlafen noch weiter. Eine Gruppe beschäftigt sich mit dem Ofen, andere holen Holz herein. Die anderen stehen in Gruppen beieinander und diskutieren oder reden, was eigentlich los ist. Mein Landsmann und ich gehen in den Hof. Ein herrlicher klarer Wintertag ist angebrochen. Als die Sonne durchdringt, ist der Himmel voller Farben, unvergleichlich schön, weit sieht man ins Land hinaus. Die weite Ebene verschmilzt fast mit den Farben des Himmels. In der Ferne stehen einige Holzhäuser an einer geraden Straße. Aus jedem Haus steigt Rauch empor. Es sind nicht viele, jedenfalls eine Kolchose. Sofort denken wir wieder an Essen, wenn wir nur dort wären. Um die Mittagszeit bekommen wir einige Laibe Brot, und Trinkwasser wird hergefahren. Wir müssen die Laibe teilen, und jeder schaut mit gierigen Augen zu, dass er ja nur nicht zu kurz kommt. Wir teilen, und jeder bekommt ein handtellergroßes Stückchen ab, und wir kauen an dem Stück lange herum. So vergeht der Tag.



Eugen Ziegler in den «guten» Tagen in der französischen Hauptstadt Paris.

*Zu zweit durch den Stacheldraht zum nächsten Dorf –
Frau bewirte die Kriegsgefangenen in ihrer Blockhütte*

Bei Einbruch der Dunkelheit saßen wir wieder herum, ein Häuflein Hungeriger, die von nichts anderem mehr wussten, als über Essen zu sprechen. Ich weiß nicht mehr genau, was uns missfiel. Mein Landsmann und ich gingen hinaus auf den Hof zur Bretterwand, die unsere Toilette war, und wir sahen in die Nacht hinaus. Die Häuser mit ihren Lichtern leuchteten herüber, und in uns kam blitzartig der Gedanke, wir könnten hinübergehen und schauen, ob wir etwas Essbares bekommen könnten. Der Weg war nicht allzu weit, im Lager würden wir nicht vermisst, und in einigen Stunden könnten wir wieder zurück sein. Leise sprechen wir darüber, wäre es möglich, es durchzuführen? Und was erwartet uns dort? Wir haben Angst, wir kennen die Strafen, wenn sie uns ergreifen, wiegt das alles auf?

Aber wir haben auch Hunger, großen Hunger, und der siegte. Hinter der Bretterwand gruben wir den Schnee mit den Händen weg, krochen durch den Stacheldraht, machten alles wieder glatt und liefen gebückt einen Graben entlang. Der hohe Schnee im Graben machte uns etwas zu schaffen, und mein Albert fällt auch noch in ein Schneeloch. Plötzlich war er nicht mehr da, und es war fast lustig, wie er auf allen Vieren sich befreite, schnaufend und hustend. Das fängt ja gut an, sagten wir.

Leise schlichen wir bis zum Dorfrand und legten uns flach hin. Am Ende der Straße bellte ein Hund. Die Angst kam wieder. Wie werden sie sich verhalten, wenn in der Nacht plötzlich zwei Kriegsgefangene vor ihnen auftauchen? Was werden wir sagen, wenn sie uns ergreifen? Und in welches Haus gehen wir zuerst? Am zweiten fangen wir an. Wir richten uns auf und gehen darauf zu, klopfen an die Tür, nichts, nochmals, es regt sich etwas. Eine Frau in mittleren Jahren, ein Kopftuch auf, noch in einer Wattejacke, kommt aus der Türe, erschrickt. Wir sehen sie an und sagen ihr unsere wenigen Brocken auf Russisch, dass wir Kriegsgefangene wären, dort in der Blockhütte gestern angekommen, und großen Hunger hätten. Scheu schaut sie über uns hinweg auf die beiden nebenstehenden Häuser, horcht in die Nacht hinaus. Alles ist still, auch der Hund hat aufgehört zu bellen.

Sie nimmt uns am Arm, zieht uns ins Haus, schließt rasch die Türe und gibt uns Zeichen, wir sollen leise sein. Beim schwachen Lichtschein in dem einzelnen Raume, mit dem großen Ofen, schaut sie uns an und fordert uns zum Sitzen auf. Sie beschäftigt sich mit den dampfenden Töpfen, stellt zwei Teller und Löffel auf den Tisch und bringt uns Essen,

Brot, Kartoffeln und Kascha (Hirsebrei). Wir sind gerührt. Das Essen war gut, und ich glaube, das war das Beste, das Herrlichste, das wir in den letzten Jahren gegessen haben. Während wir so aßen, fragte sie mich (den Älteren), ob ich Familie hätte. Als sie erfuhr, dass ich verheiratet bin, zwei Kinder zu Hause auf ihren Vater warten, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Oh du gute Frau im weiten Russland. Wie oft habe ich schon an dich gedacht. Du gabst uns von dem wenigen, das du hattest, das war doppelt gegeben. Vielleicht waren es auch ihre letzten Kartoffeln, und sie hatte Mitleid mit unserer Not.

Wie oft haben wir erfahren dürfen, dass eine mitleidige Seele uns ein Stückchen Brot, eine Mohrrübe oder ein Paar Kartoffeln heimlich zugeschoben hat! Habt vielen Dank, ihr Frauen im fernen Russland. So durften wir erfahren, dass es auch noch Menschen gab, die ein Herz für andere haben, auch für uns, die ihnen doch nur Leid und Not brachten. Menschen, die ihren Glauben in die Tat umsetzten. Die auch verzeihen können und nicht ewig in Hass und in der Rache lebten. Wir bedankten uns sehr, die paar russischen Brocken reichten kaum aus für das Liebe, was wir ihr sagen wollten. Wir gaben ihr die Hand, sie sagte noch, wir sollten warten, bringt uns noch Kartoffeln und etwas Trockenbrot. Machte die Türe auf und ermahnt uns, nicht in das erste Haus zu gehen, dort wohne der Ortsvorsteher, von dem wir nichts Gutes zu erwarten hätten.

*Eine ältere Frau, die ihren Sohn im Krieg verloren hat,
gibt Brot, Zwiebeln und einige Kartoffeln*

Satt sind wir nun. Für die Kameraden im Lager hatten wir noch zu wenig. Wir gehen in die nächste Hütte und versuchen nochmals unser Glück. Auch dort müssen wir einige Male fest an die Türe klopfen, eh ein kleines Mädchen öffnet und erschrocken ihrer Oma etwas zuruft. Die ältere Frau, die nun an der Türe erschien, musterte uns, Misstrauen zeichnete sich in ihrem Gesicht ab. Sie sagte einige Worte, die wir nicht verstanden, dem Klang nach aber waren es harte Worte. Wir sagten, wer wir seien und um was wir sie bitten möchten, und durften dann eintreten. Sie redete auf uns ein, die Sprache verstanden wir etwas besser, als wir selbst sprechen vermochten, und hörten daraus, dass sie selbst einen Sohn in diesem Kriege verloren hätte. Sie weinte still vor sich hin. Die Hände liegen gefaltet auf ihrer Schürze, und das ganze Elend sprudelt aus ihrem Munde. Das kleine Mädchen verkroch sich auf die Ofenbank und sah uns mit großen, ängstlichen Augen an. Arme Frau, sie tat uns Leid, wir warteten, bis sie sich beruhigt hatte. Mit der Schürze trocknete

Von einem russischen Fotografen aufgenommen: deutsche Kriegsgefangene bei Schwerstarbeit in einem Steinbruch. In der Mitte Eugen Ziegler.



sie sich ihre Tränen ab, dann forderte sie uns auf zum Sitzen.

Wir sagten ihr, dass wir an diesem Elend nicht schuldig wären, dass wir, wie ihr Sohn, ohne zu wollen in diesen Krieg hineingezogen wurden, dass wir auch in unserer Heimat tausendfaches Elend hätten, dass bei uns auch viele Mütter um ihre gefallenen Söhne weinen. Die Sprachschwierigkeiten waren groß, aber wir glaubten, dass das Mütterchen uns verstanden hat. Sie nickte mit dem Kopf und sah uns immer wieder an. Vielleicht war ihr Sohn in der gleichen Lage wie wir gewesen, und sie verglich uns mit ihm. Wir standen auf und wollten gehen, da wir uns schämten, dass wir etwas von dieser Frau wollten, die doch durch uns in so viel Leid kam. Wir kennen die russische Seele nicht, oft gibt sie uns Rätsel auf, oft ist sie für uns unbegreiflich. Die Frau holte einige Kartoffeln und Zwiebeln aus einem Korbe, schnitt dann Brot herunter und gab es uns. (Russische Seele.) Dankend nahmen wir das Gebrachte an und gingen in die Winternacht hinaus.

Stille überall, auch das Lager in der Ferne scheint ruhig. Mein Kamerad Albert, ergriffen von dem eben Erlebten, meinte, wir sollen wieder in das Lager zurückgehen. Aber das, was wir in unseren Taschen hatten, reichte kaum für ein paar hungrige Mäuler. Auf dem Wege standen nur noch einige Häuser, ein sehr großes und eine fast ärmliche Hütte am Ende der Straße. Wir kamen überein, dass wir noch bei der kleinen Hütte anklopfen sollten. Vor dem größeren Hause hatten wir eine gewisse Angst. Vielleicht sind dort die Posten untergebracht, und wir könnten Schlimmes erleben.

Im dritten Haus öffnet ein Soldat und fragt: Germanski? – Die Reparatur einer deutschen Taschenuhr bricht das Eis

Wir gingen um das Haus herum, aus einem Fenster drang Licht heraus. Alles machte einen ärmlichen

Eindruck. An das Haus angelegt war ein Schuppen, jedenfalls auch ein Stall. Ein Wagen und Wagenräder, allerlei landwirtschaftliche Geräte standen darin. Das Haus selbst, alt und etwas verkommen, war klein, aber ein Gefühl der Geborgenheit strahlte es aus. Das Dach, breit und weit heruntergezogen, gab Schutz vor Regen und Wind. Das Holzgebälk, mit Moos ausgestopft, versprach Wärme.

Wir mussten schon kräftig anklopfen, ehe man uns drinnen hörte. Mit einem Stoß von innen ging die Türe auf und Dampf kam aus der Türfüllung. Zuerst sahen wir nichts, dann aber oh Schreck stand ein russischer Soldat vor uns. Wir brachten keinen Ton mehr heraus. Zitternd am ganzen Körper, jetzt hats uns doch noch erwischt. Was wird nun kommen? So standen wir vor ihm, unfähig etwas zu sagen oder uns zu bewegen. Der Soldat sah uns an und lächelte, sagte auf Deutsch Kriegsgefangene? Germanski (Deutsche)? Kommt nur herein. Machte hinter uns wieder die Tür zu und forderte uns zum Sitzen auf.

In einer Ecke des kleinen Raumes stand ein kleines neugeborenes Kälbchen, Stroh lag auf dem Boden. Um den mächtig gemauerten Ofen führten Stangen zum Wäscheaufhängen herum. Auf einer dieser Stangen saßen in Reih und Glied an die zehn Hühner darauf. Auf dem Ofen selbst lagen drei Kinder auf Schaffellen herum. Zwei Buben, vielleicht 6–8 Jahre, ein Mädchen etwas älter. Sie schauten auf uns herunter und beobachteten, was da in ihrer Hütte vor sich ging. Eine junge Frau, kräftig gebaut, mit erhitztem rotem Gesicht, räumte den Tisch ab, auf dem vor kurzem gegessen wurde.

Die Luft war schlecht, es roch nach Stall und Tieren. An einer Wand standen Säcke, Körbe und ein Fass. In einem Trog war Viehfutter vorbereitet. Neben dem großen Ofen war eine Pritsche aus Holz, das jedenfalls die elterliche Schlafstelle war. Das Kälbchen hatte ein dringendes Bedürfnis, hob den

Schwanz, das Mädchen auf dem Ofen sprang schnell herunter, ergriff eine Büchse und schob es dem Kälbchen unter. Neben dem Tisch stand ein geöffneter Karton, in dem sich Kleidungsstücke und Stoffe befanden.

Nachdem der Tisch abgeräumt war, setzte sich auch der Mann zu uns, fragte woher wir kämen, was wir in dem Orte zu suchen hätten und was wir wollten. Als wir sahen, dass der Mann uns freundlich gesonnen war, fanden wir unsere Sprache wieder. Wir sagten ihm wahrheitsgemäß alles und verschwiegen auch nicht, dass wir schon vorher in zwei anderen Häusern gewesen wären. Sofort fragte er uns, ob wir noch Hunger hätten? Er wartete unsere Antwort erst gar nicht ab und rief sofort seiner Frau etwas zu. Die ging zum Ofen und hantierte mit Töpfen herum.

Nun erzählte uns der Mann, dass er erst vor zwei Tagen aus Deutschland (Sachsen) käme, wo er als Soldat stationiert und jetzt in Urlaub ist. Vielleicht dürfe er bald für immer zu Hause bleiben, das würde sich aber erst in den nächsten Wochen entscheiden. Die Sachen in dem Karton hatte er für seine Familie mitgebracht. Er war ganz stolz darauf, und wir mussten alles begutachten. Es waren alles deutsche Erzeugnisse, auch kleine Spielsachen waren darunter, alles Sachen, die die Familie gut gebrauchen konnte.

Aus der Hosentasche zog er eine deutsche Taschenuhr hervor und zeigte sie uns. Es war keine sehr teure Uhr, aber er war sehr stolz darauf. Er sagte, seit ein paar Tagen ginge sie nicht mehr, und gab sie mir, ich solle mal nachsehen. Er meinte, die Deutschen könnten doch alles. Mit seinem Taschenmesser öffnete ich den Deckel der Uhr und ging unter das Licht. Es war nur ein kleiner Fehler, die Unruhe mit der Feder daran war aus dem Lager herausgesprungen, mit einem Streichholz brachte ich sie wieder zurück, die Uhr lief wieder. Jetzt war er sehr erfreut, rief seiner Frau, die Kinder kamen vom Ofen herunter, und jedes hob die Uhr ans Ohr, um sie ticken zu hören. Er stand auf, holte eine Flasche mit Schnaps und schenkte jedem von uns ein Wasserglas voll ein. Wir sagten ihm, dass wir keinen Alkohol mehr vertragen könnten, was er sofort verstand, aber ein Glas tranken wir doch auf seine Gesundheit.

*Festessen und Schnaps und gute Worte –
Hosenbeine voller Brot, Tabak und Kartoffeln*

Jetzt war das Eis gebrochen. Der Mann sprach gut unsere Sprache und erzählte viel von Deutschland, und was er alles erlebt hätte. Deutschland wäre schön, wir hätten gute Häuser und hübsche Woh-

nungen, lobte unsere Gebrauchsgegenstände sehr, und wir hätten auch schöne Mädchen. Die Deutschen wären tüchtig, nur schade, dass wir mit ihnen einen Krieg angefangen hätten. Wir sollten Freundschaft mit dem großen sozialistischen Russland gehabt haben, dann wären wir nicht hier und nicht so viele Menschen hätten ihr Leben lassen müssen.

Seine Frau brachte eine Schüssel voll Grütze, mit zerschmolzener Butter darüber, und gekochten Kartoffeln in der Schale auf den Tisch. Wir mussten einfach essen. Wir wollten den Mann nicht beleidigen und drückten hinunter, was in uns hineinging. Die Kinder standen nun um uns herum und sahen uns an, für sie waren wir ein besonderes Erlebnis, so was hatten sie noch nicht erlebt. Deutsche an ihrem Tisch aßen von ihren Sachen, Menschen, die sie nur vom Sagen her kannten. Sie beobachteten uns genau, jede Bewegung und jedes Verhalten von uns. Der mittlere der Buben betastete uns, der wollte sicher gehen, ob wir auch wirklich Menschen wären. Das Mädchen sprang nach einem Zuruf seiner Mutter mit der Blechbüchse wieder zu dem Kälbchen. Diesmal war es etwas Dickes, das sie dann sorgfältig in einen



Eugen Ziegler vor dem Lazarett im schlesischen Waldenburg.

bereitgestellten Eimer ausgoss. Die Hühner auf der Ofenstange wurden auch unruhig, und zwei flogen auf den Boden herunter, wurden von der Frau aber sofort wieder eingefangen und auf die Stange gesetzt.

Es gab nochmals ein Schnäpschen, zur Verdauung, meinte er. Es war sehr spät geworden, und wir drängten zum Aufbruch, aber der Mann ließ uns nicht gehen. Wir sprachen von unseren Familien, erzählten von unserer Heimat, auch die Frau setzte sich zu uns hin und horchte zu. Ihr Mann übersetzte viele unserer Worte. Den Kindern lief ab und zu der Nasenschleim herunter, den sie dann mit gekonntem Fingerschlag auf den Boden beförderten. Es wurde immer gemütlicher, je später es wurde. Alles taute auf. Der Mann, ein richtiger Russe, groß und stark, wurde uns immer sympathischer. Jedes Wort, das er an uns sagte, war überlegt, und seine mächtige Stimme klang wie ein Gesang.

Gerne wären wir noch bei ihm geblieben, aber wir mussten nun unbedingt aufbrechen. Wir standen auf, verabschiedeten uns von den Kindern, die nun nicht mehr so scheu waren und uns sogar die Hände gaben. Vater und Mutter gingen zum Vorrat und füllten einen Sack mit Kartoffeln, Zwiebeln und Tabak, selbst eine Zeitung mussten wir einstecken zum Zigarettdrehen. Unsere Taschen waren voll, wir banden unsere Hosen unten zu und stopften auch unsere Hosenbeine voll. Wir konnten uns kaum noch richtig bewegen, die Kartoffeln in den Hosenbeinen drückten auf unsere Knochen. Nun nahmen wir Abschied von den braven Leuten, und es wurde uns schwer, mit Worten unseren Dank auszusprechen. Der Mann löschte das Licht, machte die Türe auf und horchte in die Nacht hinaus; alles war still, kein Licht war mehr zu sehen. Er ging noch einige Zeit mit und zeigte uns den kürzesten Weg zum Lager.

*Die Kameraden legen Kartoffeln in die heiße Asche –
Der Posten wird wach und dreht sich eine Zigarette*

Wir brauchten sehr lange, bis wir zum Stacheldraht kamen. Die Kartoffeln, der Sack und all die vielen Sachen, welche uns die guten Menschen mit auf den Weg gaben, brachten uns ins Schwitzen, der volle Magen und der Schnaps machten uns zu schaffen. Bücken konnten wir uns auch kaum mehr, und es war eine schwere Arbeit, bis wir an derselben Stelle unter dem Stacheldraht durchgekrochen waren. Wir hatten verabredet, dass zuerst einer von uns ins Lager hineingeht, der andere hinter der Bretterwand wartet, ob sich alles ruhig verhält. Albert verwischte in der Zwischenzeit die Spuren am Stacheldraht. Ich

klopfte sorgfältig den Schnee von meinen Kleidern und ging die Treppe zum Vorraum hinauf, öffnete leise die Türe, alles war ruhig. Der Posten am Ofen schlief, ich ging vorsichtig an ihm vorbei und lehnte mich an die Wand. Sitzen konnte ich ja nicht, die Kartoffeln in den Hosenbeinen hielten mich davon ab, und ich wartete ab, bis Albert kam.

Auch das ging bestens, doch einige Kameraden, die in unserer Nähe saßen, wurden wach, fragten, wo wir die ganze Zeit gewesen wären, ob wir etwas zu essen gebracht hätten. Nun gings los, Kartoffeln um Kartoffeln zauberten wir aus unseren Hosenbeinen. Zwiebel und Brot kamen aus unseren Taschen. Im Säckchen waren auch schon gekochte Kartoffeln, die sofort samt Schale gegessen wurden. Wir waren froh, dass die Hosenbeine leer waren und wir wenigstens sitzen und ausruhen konnten. Nun wurden auch die andern wach, auch denen gaben wir von unseren Schätzen ab. Jetzt ging's zum Ofen. Jeder wollte seine Kartoffeln in die heiße Asche legen. Einige hatten durchlöchernte Blechstreifen bei sich und rieben daran die Kartoffeln und backten sie sich im Ofen. Wir teilten den Tabak und das Zeitungspapier, und bald qualmte es überall.

Jetzt wurde auch der Posten wach, das war vorauszusehen bei dieser Unruhe, die dabei entstand. Er sah die vielen Kartoffeln im Ofen, schüttelte den Kopf und wunderte sich, was da vor sich ging. Er fragte nichts, er sagte nichts, drehte sich eine Zigarette in Ruhe und lachte. Bestimmt ahnte er etwas, vielleicht freute er sich auch im Stillen, dass wir etwas zu essen hatten.

Wir zwei waren todmüde und schliefen sofort ein. Am anderen Morgen sagten uns die Kameraden, dass es die ganze Nacht so durchgegangen wäre. Jeder hatte seine Kartoffel braten können, bald roch es danach im ganzen Raume, und alle waren zufrieden. Ungefähr um 9 Uhr mussten wir heraustreten und uns aufstellen. Die Posten waren wieder da und zählten uns ab. Als die Zählung vorbei war und alles stimmte, sagten sie uns, dass wir wieder denselben Weg zurückmarschieren müssten, zurück ins alte Lager, Anweisung vom obersten Matschalnik, dass auf diesem Gebiet kein Waldlager errichtet werden dürfte und dass wir sofort wieder marschieren müssten.

Wir kennen die russische Seele nicht, oft ist sie für uns unbegreiflich. Wir stellten uns auf, marschierten zum Tor hinaus, und wieder klang der Ruf Dawaj, Dawaj, aber dieses Mal mit vollem Magen. Wir wussten nicht mehr, was wir sagen sollten, wurden aber auch nicht danach gefragt, doch jeder fürchtete sich vor dem langen, langen Marsch und den kommenden Tagen und vor der Zukunft.